Zeitschrift: Baselbieter Heimatblätter
Herausgeber: Gesellschaft für Regionale Kulturgeschichte Baselland
Band: 56 (1991)
Heft: 3

Artikel: Auslese zum 50. Todestag von Hugo Strub (1896-1941)
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-859687

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 17.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Auslese zum 50. Todestag von Hugo Strub (1896–1941)

An anderer Stelle (vgl. S. 97) wird in diesem Heft auf eine Neuerscheinung hingewiesen, die aus Anlass des sich jährenden Todestages des Läufelfinger Dichters und Schriftstellers Hugo Strub erschienen ist. Der Nachkomme der «Reisen-Strub» erfährt mit diesem Buch endlich seine gebührende Würdigung. Der Nachlass des hauptberuflich als Buchhalter tätigen Autors ist sehr beachtlich, was auch uns Gelegenheit gibt, bisher unveröffentlichte Kostproben aus seinem Werk zu publizieren. Sie zeigen Hugo Strub auch als Heimatkundler, und wir drucken sie hier ohne kritische Anmerkungen und unkommentiert als Arbeiten der damaligen Zeit ab.

Mit dem vorerwähnten Buch und der zu seinem Erscheinen durchgeführten Feierlichkeit erschöpfen sich die Bemühungen um eine Wiederentdeckung Strubs keineswegs. Nach 1938 und 1971 wird nämlich vom 27. – 31. Mai und vom 5. – 8. Juni 1992 das Mundartstückl «D Noo-Uffert» als Freilichtspiel auf dem Läufelfinger Bahnhofplatz aufgeführt. Zu diesem Zwecke gründete der Verkehrs- und Verschönerungsverein Läufelfingen zusammen mit der örtlichen Laienbühne ein Organisationskomitee, in dem alle Läufelfinger Vereine vertreten sind. Es ist dem Dorf im Oberen Homburgertal zu wünschen, dass dieses kulturelle Gemeinschaftswerk gut gelingt und sein Publikum findet. W.

Der Türst am Hauenstein

(25. Juli 1933)

Wenn die zwölf heiligen Nächte herum sind, und die Dreikönigssänger ihre Flitterkronen wieder für ein Jahr versorgt haben, dann macht sich der Türst auf, sein Gebiet zu umfahren. Droben in den Flühen der Frôburg haust er; niemand kann sich rühmen, je den Eingang zu seinem unterirdischen Palaste gefunden zu haben.

Wenn es abends über dem verschneiten Lande zu dunkeln beginnt, dann kann es vorkommen, dass westlich des Dorfes Wisen, dort wo am Wisenberghang Wald und Wiese sich trennen, ein einsamer Wanderer steht und ruhig vor sich hin ins winterliche Dorf hinunterschaut, von wo aus eben die ersten Stubenlichter in traulichem Schein herauf-

zuleuchten beginnen. Der Mann ist gar stattlich gewachsen; ein weiter, dunkler Mantel hängt um seine Schultern, aus bärtigem Gesicht leuchten zwei stille Augen. An seiner Seite sitzt ein grauhaariger Fuchs; gleich seinem Herrn späht er ins Tal hinab.
Da ertönt von der Erlimooserfluh her, am Wisenköpfli vorbei, das Rollen eines schweren Wagens. Der einsame Lauscher wendet das Haupt. Peitschen knallen, Stimmen rufen, Hunde kläffen erst ferner und undeutlicher, dann näher und lauter, und schon hält das Gefährt vor dem einsamen Wanderer am Wisenberghang. Dieser steigt ein, und fort geht die Fahrt in raschem Galopp adlikenwärts, von dort über den Kreuzweg am Wegweiser vorbei dem Bächlein entlang bis dorthin, wo sich dieses mit dem Hauensteinbach vereinigt, und der Aufstieg, der «Stich», der alten Hauensteinstrasse beginnt.
Dort hat sich inzwischen etwas Seltsames zugetragen. Ein einsames Licht, sonderbar irrend und flackernd in der Kraft seines Scheins wie ein vom Winde gejagtes Laternenlicht, ist vom Bölchen her, wo es sich vor einer Stunde aufgemacht hat, dort eingetroffen. Wie es auf den Wagen stösst, erlischt es. Das Wagenrollen verstummt plötzlich, Peitschenknall und Hundegebell schweigen, und dem Gefährt entsteigt der Wanderer vom Wisenberg mit stattlichem Gefolge. Dann verkündet unendliches Getöse, wildes Jauchzen und Rufen die Wiedersehensfreude mächtiger Geister aus Asgard. So stark ist das Getümmel, dass die Bewohner der umliegenden Gehöfte erschreckt die drei höchsten Namen anrufen, und das Vieh in den Ställen zu brüllen beginnt. Bald jedoch verstummt der Lärm wieder; man hört, wie der Wagen sich erneut in Fahrt setzt. Unter lauten Zurufen saust die wilde Jagd wie der Sturmwind jach das Bodenholz hinauf, tobt an der Weidscheuer vorbei durch die Lücke so nah über die Firsten des Reisen-Hofes dahin, dass die Ziegel von den Dächern prasseln. Weiter geht es die Egg hinauf bis zur grossen Egg-Eiche, dann dem Kamm entlang hoch über das nimmer ruhende Rutschgelände des Erlimoos bis zur ragenden Fluh, wo mit ungeheurem Krachen die Felswand sich hinter dem einreitenden Zuge schliesst.
In den Dörfern aber und in den Sennhöfen von Wisen, Läufelfingen und Hauenstein stehen Leute und Gesinde zitternd und tauschen ihr uraltes Wissen aus über den Türst, den Schrecken und Freund der Sennen. Sie kennen ihn als ein zwiefaches Wesen: auf schwarzem Gespann als Bringer des Unheils und widrigen Schicksals in Haus und Stall, und auf weissem Pferde im Tosen des Tauwindes als Künder des Frühlings und des neu erwachten Lichtes.

Wir haben es bei der vorliegenden Fassung der Türstsage, wie sie mir noch von meinem Vater erzählt worden ist, zweifellos mit einer Variation der Sage vom wilden Jäger zu tun. Äusserst interessant ist die Anlehnung des Namens «Türst» nicht an die mehr gebräuchliche, germanische Benennung Donars, sondern an die skandinavische Form des Namens «Thor».
Der Schauplatz der Sage, die Gegend um die Frôburg, und der Umstand, dass der Türst von dort aus seine Fahrt beginnt, lässt die Vermutung zu, dass dort lange vor dem Zeitalter des Feudalismus (der dorthin eine wichtige Dynastenburg baute) eine heidnisch-germanische Kultstätte gewesen sein muss. Dahin deutet auch der Name «Frôburg», der mir nicht von dem uns ge-

läufigen Adjektiv «froh», sondern vom nordischen Götternamen «Frô» abgeleitet erscheint. Ob mit der Zeit eine Vermengung der Götterbegriffe «Frô» und «Thor» stattgefunden hat, oder ob vielleicht an dieser Stelle einmal beiden Asen geopfert wurde, wer kann es deuten.

Unmittelbar hinter dem Frôburger Schlossfelden zieht sich eine kleine Weide zum Bauernhaus hinüber; hier standen bis in die allerjüngste Zeit hinein noch mehrere gewaltige Eschen. Ob es sich dabei um Nachfahren von Hain-Eschen, die hier in Anlehnung an die Weltesche Yggdrasill gepflanzt und gehegt wurden, handelte, ist nur eine Hypothese, deren Beantwortung ich Berufeneren überlassen muss. Äusserst interessant ist, dass diese kleine Weide im Volksmund heute noch «der Schimmel» heisst, welcher Name wie ein leiser Nachklang an jene andere Fassung der Türstsage erscheint, nach welcher der Türst hier seinen Schimmel (siehe oben) weiden lässt. Und wenn wir den Türst (in Wisen der Wisenbergjoggeli) andernorts auch den Schimmelreiter nennen hören, so reizt es uns förmlich, zu untersuchen, ob zwischen diesem allemannischen Schimmelreiter und dem friesischen Dünengespenst gleichen Namens, von dem uns Storms Meisternovelle erzählt, nicht irgend welche dunklen Zusammenhänge bestehen.

Bemerkenswert ist auch die hier überlieferte Zwiegestalt des Spuckes. Es scheint, dass er auf schwarzem Rosse eine Personifikation des Winters mit seinen langen, dunklen Nächten, und auf weissem eine Verkörperung des Frühlings mit seinem neu zurückkehrenden Lichte sein soll. Beides wäre den uralten germanischen Anschauungen gemäss. Wir finden einen verwandten Stoff in G. A. Bürgers Gedicht vom Wilden Jäger poetisch behandelt.

Vortrag über die Homburg

(um 1940/41)

Liebe Soldaten und Eidgenossen!

Seitens Eurer Vorgesetzten ist an mich das Ansuchen gestellt worden, ich möchte Euch heute Einiges aus der Geschichte unseres Dorfes und des Schlosses Homburg zählen. Gerne komme ich dieser Aufforderung nach, weil es uns «Eingeborene» immer freut, wenn von auswärtiger Seite Interesse an «unserem» Schlosse gezeigt wird. —

Wir gehen wohl nicht viel daneben, wenn wir annehmen, dass das Schloss heute ziemlich genau seinen 700-sten Geburtstag feiern kann. Es war damals die Zeit der Eröffnung der Gotthardstrasse. Wir wissen, dass es dieser Verkehrsweg und seine grosse Bedeutung ist, der das Land Uri reichsunmittelbar werden liess. Die Ausstrahlungen dieses neuen Verkehrsweges reichten bis hierher, ja sogar über Basel und den Rhein hinaus weit in die deutschen Lande hinein.

Der alte, vielleicht noch von den Römern übernommene Übergang über den unteren Hauenstein ging eigentlich nicht hier vorbei. Man nimmt an, dass der Weg bis zur Station Sommerau dem Homburgerbach folgte, dort links abzweigte, die Flanke des Krintales in der Gegend des heutigen Eselweges erklomm, von der Hochfläche, auf der

heute Rünenberg liegt, wieder ins Eital bei Zeglingen hinunterging, von dort neuerdings den Ansteig nach Wisen und über den Frohburg-Sattel via Erlimoos nach dem heutigen Trimbach nahm. Wer die Gegend kennt, der weiss, dass hart neben dem Froburgsattel die steile Felsklippe der Froburg in die Luft hinaufragt; er weiss aber auch, dass das Gelände dort sehr «lebig» ist, d. h. es finden bei jedem grösseren Unwetter Rutschungen und Erdschlipfe statt, die den alten Pass mehr als einmal verschüttet haben mögen. —

So müssen wir uns also die Situation denken: ein schlechter alter Passübergang, daneben auf der Höhe ein Herrenschloss, dessen Inhaber Eigentümer dieses Überganges waren, und die dort wohl einen Wegzoll eingezogen haben mögen. Und nun wird diese Strasse infolge Eröffnung des neuen, wichtigen Überganges nach Italien – eben des Gotthardes – mit einem Male mehr und mehr begangen und befahren. Sie genügt nicht mehr. Darum sucht und findet man einen neuen Hauenstein-Übergang, es ist dies der Vorläufer unserer heutigen schönen Hauenstein-Strasse Sissach-Läufelfingen-Hauenstein-Olten. Diese Strasse bot allerhand Vorteile – für die Reisenden! Aber nicht für die Herren des Froburgschlosses! So fassten denn diese letzteren, resp. ein Zweig dieses in seiner Bedeutung damals fast fürstlichen Hauses, das z. B. dem Bistum Basel nicht mehr als 3 bedeutende Bischöfe geschenkt hatte, den Entschluss, an der neuen Strasse ein neues Schloss zu bauen, das die Funktionen des alten übernehmen, und die neue Strasse beherrschen sollte. —

Das bot keine Schwierigkeiten. Seit Jahrhunderten hatte den Froburgern ein grosser Teil des Siss- und Buchsgaues gehört, damit also auch das Gebiet des Homburgertales. So mögen denn eines schönen Tages einige Herren von der Froburg – es waren die Froburger stets ein söhnereiches Geschlecht – zusammen mit Bauleuten hierhergekommen sein und sich nach dem Platz für dieses neue Schloss umgesehen haben. Bald hatten sie ihn gefunden. Wer einmal auf der Terrasse des Schlosses Homburg gestanden hat, der fühlt es förmlich, wie dieser von nordost nach südwest verlaufende Felssporn die Hauensteinstrasse beherrscht. Kaum ist ein Wanderer oder ein Vehikel um die Ecke der Baburfluh gekommen, so fällt er schon ins Blickfeld des Schlosses. Und darin bleibt er, bewaldete Strassenpartien ausgenommen, bis er über die Höhe des Hauensteins, die «Absetze» gegangen ist. Leuchtet nicht zur nächtigen Stunde jeder Autoscheinwerfer, kaum hat er die Absetze Richtung Läufelfingen passiert, zuerst zum Schlosse hinauf?

Das – zwar nicht die Sache mit den Autos! – aber diese günstige Position haben die Herren von Froburg sofort herausgefunden. Hier und nirgends anderswo konnte und musste das neue Schloss zu stehen kommen! Ist dieser Scharfblick der Froburger Grafen nicht bewundernswert, wenn man bedenkt, dass ihr Werk, das Schloss Homburg, heute nach 700 Jahren noch wie damals Dorf, Strasse und Gegend beherrscht?

Nun hiess es: wer von der Froburger Familie soll auf das neue Schloss ziehen? Wie oben gesagt, war das Haus immer sehr söhnereich gewesen. Es gab längst – ausser der Stammlinie – eine Waldenburgische und eine Zofingische Linie desselben. In der letzteren fand sich der geeignete Mann. Graf Hermann, ein kluger, junger Froburger ist

mit der Erbtochter des uraltsissgauischen Grafengeschlechtes von Homburg verlobt. Diese Erbin bringt ihm ein altes Schloss im Frickgau (bei Wegenstetten), viele Güter im Sissgau, Gerichtsbarkeiten, Landrechte und alles mögliche Schöne und Nützliche in die Ehe. Bald findet die Heirat statt und das junge Paar zieht auf das neue Schloss oberhalb unseres Dorfes. Nicht ohne weiteres verständlich ist, aus welchem Grund der Froburger nicht den bisherigen Namen «Froburg» beibehielt, sondern denjenigen seiner Frau «von Homburg» annahm. Es will dies wohl besagen, dass er seit seiner Heirat mehr auf die alt-homburgischen Güter angewiesen war, als auf die selbst-ererbten froburgischen, die schon mehrfache Teilungen erfahren hatten. Und zum Gegensatz zum Geschlecht der alt-Homburger (die ja im Mannesstamm ausgestorben war) nannte er sich «von Neu-Homburg» und sein Schloss die neue Homburg.

Alles dies mag sich, wie gesagt, vor ziemlich genau 700 Jahren, also 50 Jahre vor der Gründung der Eidgenossenschaft abgespielt haben.

Das Geschlecht der Neu-Homburger blühte und grünte anfänglich, wie es einem neu-gepflanzten Baum gebührt. Die Urkunden sind über die Genealogie des Hauses nicht restlos klar. Aber wir wissen, dass etwa 30 Jahre nach der Gründung des Hauses eine Kinder- (oder Enkelschar) des erstgenannten Grafen Hermann lebte. Es wird ein Ludwig, ein Ludolf, ein Hermann (II) und eine Ita genannt. Ludolf muss irgendwie jung verblichen sein. Vielleicht ist er auch in ein Kloster gegangen – jedenfalls treffen wir nirgends mehr auf seine Spuren. Um so mehr aber erzählt die Chronik von den anderen 3 Homburger-Kindern. Da ist einmal Graf Ludwig mit dem Beinamen der Tapfere. Ohne Zweifel ein glänzender Herr und Vertreter seines Standes. Er war ein Feind der Städte, die damals eben anfingen, aufzublühen. Wie alle Adligen spürte er instinktiv, dass dieses Aufblühen der Städte nur auf Kosten des Feudaladels geschehen konnte. So nahm er an mancherlei Stadtfehden teil und fiel anlässlich einer solchen gegen die Stadt Bern beim Treffen an der «Schlosshalde» bei Bern. Damals unterlag Bern noch einmal. Vermutlich wurde der Homburger zu Wettingen beigesetzt, wenigstens musste die unterlegene Stadt Bern im dortigen Kloster für ihn eine Jahrzeit stiften.

Nun ist nachzuholen, dass das Neuhomburgische Gut bereits in der vermeldeten Generation Ludolf-Ludwig-Hermann-Ita eine Teilung erfahren hatte. Entweder Graf Hermann, der Gründer selbst, oder sein Sohn (der möglicherweise bereits Ludwig hiess) hatten das Neuhomburgische Gut bereits unter die Söhne Ludwig (den Tapferen) und Hermann (den II.) geteilt. Ludwig hatte den der Stadt Basel zunächst gelegenen Teil, nämlich das Dorf Muttenz mit den 3 Wartenbergen und einige Gerechtsame an der Birs und im Frickgau erhalten, während Hermann (der II.) auf der Homburg blieb und mit ihr das eigentlich hombergische Gebiet, nämlich die Stadt Liestal, die Dörfer Thürnen, Wittinsburg, Häfelfingen, Rümlingen, Känerkinden, Buckten und Läufelfingen bekommen hatte. Die Tochter Ita war bereits mit dem Grafen Friedrich von Toggenburg vermählt und mag irgendwie mit barem Gelde abgefunden worden sein. —

Graf Hermann der II., den wir als den eigentlichen Herrn auf unserem Schlosse denken müssen, lebte in ständiger Fehde mit dem Bischof von Ba-

sel. Längst war die Zeit dahin, da das Haus Froburg (und damit auch Neu-Homburg) sich als eine Stütze des Bischofsstuhles der alten Rheinstadt gefühlt hatte. Anstelle der alten verwandtschaftlichen Beziehungen war eine Entfremdung und mit der Inbesitznahme des Stuhles Basel durch fremde Herren sogar eine Gegnerschaft, ja Feindschaft entstanden. Weiss Gott, woran dies gelegen haben mag! Wir gehen aber wohl nicht fehl, dass diese Gegensätze zwischen dem Grafenhaus und dem Bischofsstuhl von Basel auf die ständigen Geldsorgen des Ersteren zurückzuführen sind. Wie das eben so geht und auch heute noch da und dort beobachtet werden kann, hatten die tatsächlichen ökonomischen Verhältnisse der Homburger Grafen mit ihrem Aufwand nicht Schritt zu halten vermocht. Homburg lebte längst «über den Stand». Und wer gab das Geld, das man leihen musste? Niemand anders als der Herr Bischof von Basel, der ja den frommen Seelen nur den Himmel zu versprechen brauchte, um Vermächtnisse und Einkünfte in Hülle und Fülle zu erhalten! Also ein Handel ohnegleichen: Geistige Geschenke gegen materielle Werte! Dadurch war der Bischof längst ein grosser und reicher Herr geworden. Ich sagte ausdrücklich: ein Herr! Denn er wollte nicht mehr nur der Hirte frommer Seelen, sondern ein Herr über die Güter der Erde und ein Herr über Dienstbarkeiten und Leibeigene werden. Dazu bot ihm die Geldnot der Homburger (und auch anderer Adliger der damaligen Zeit) eine günstige Gelegenheit. Er lieh Geld und liess sich dafür Recht um Recht verpfänden, in vielen Fällen auch definitiv verkaufen. Das Leben unseres Grafen Hermann II von Homburg mag ein steter Kampf mit der Geldverlegenheit und mit dem nach seinen Gütern gierigen Bischof von Basel gewesen sein. Ständig hatte er Händel mit ihm, immer wieder aber war er auch auf ihn angewiesen. Aber das dürfen wir dem gräflichen Herrn nachsagen: solange er lebte, bekam der Bischof das Schloss nicht!

Wir müssen nun wieder zu seinem Bruder, dem an der Schlosshalde gefallenen Grafen Ludwig, dem Tapferen, zurückkehren. Dieser Homburger, der wie gesagt Herr von Muttenz und der Wartenberge war, hinterliess eine noch junge Witwe, ein ehemalige Gräfin von Rapperswil, und einen Sohn, den Grafen Werner von Homburg-Wartenberg. Das Schicksal seiner Witwe mag besonderer Erwähnung wert sein. Sie verheiratete sich zum zweiten Male und zwar mit dem Grafen Rudolf von Habs-Burg-Laufenburg, einer Seitenlinie des habsburgischen Grafenhauses, das in Rudolf von Habsburg 1273 den deutschen Kaiserthron bestiegen hatte. Wir sehen also diese Homburgerin, diese quasi Läufelfingerin, in die nächste Verwandtschaft des deutschen Kaiserhauses emporsteigen: sie wird die Base, resp. die Tante der damaligen und später regierenden deutschen Kaiser und Könige! So nennt z. B. Kaiser Friedrich der Schöne ihren 2. Gemahl «unseren lieben Oheim»! Wer würde solch noble Verwandschaft unserem Schlosse, diesem alten Gemäuer, ja unserem Dorfe ansehen?

Ihr Sohn aus der homburgischen Ehe mit Ludwig war ein ganz besonders reichbegabter Mensch. Er war nicht nur im Waffenhandwerk allen voran, sondern er betrieb auch die damalige Art der Poesie, den Minnesang! In der manesseschen Liederhandschrift, die von Johann Hadlaub in Zürich gesam-

melt worden ist, steht u. a. auch ein Lied von ihm. Um Euch Sprache und Gesinnungsart der damaligen Zeit einmal vorzudemonstrieren, will ich Euch die 1. Strophe dieses Lied hier vorlesen:

Ich will gerne syn gevangen,
Des twinget mich ir Munt, ir Wangen,
Ir schön, ir guote, ir wiplich zucht
Und ir frowelich geberde!
Gott der was in hohem werde,
Da er geschuof diese reine frucht,
Wan ime was gar wol zu muote,
Mit ir guote du vill guote
Vienge mich an allerleige flucht!

Niemand wird diesen Versen Originalität der Gedanken und der Fassung absprechen wollen. Werner war ein Freund des deutschen Kaisers Heinrich von Luxemburg (also nicht eines Habsburgers, was einige Schlüsse zulässt), den er auf seinen Zügen nach Italien begleitete, der ihn anlässlich eines Feldlagers von Florenz hoch auszeichnete und der ihm auch den Zoll von Flüelen (man sieht hier die Zusammenhänge!) zu Lehen gab. Von seinem weiteren, und speziell von seinem privaten Leben wissen wir nicht viel. Er verheiratete sich verhältnismässig spät. Anscheinend handelte es sich um eine Konvenienzheirat, der ein schwächliches Büblein, Werner der II. oder Wernlin von Homburg, entspross. Noch im Jahre 1315 war Werner der Minnesänger unvermählt und schon um 1320 herum scheint er noch jung verstorben zu sein. Sein Söhnlein, eben dieser Wernli von Homburg (von seiner Frau sagt die Chronik nichts) starb ebenfalls mit 7 Jahren, womit das Haus der Homburger im Mannesstamm erlosch.
Nun müssen wir wieder beim Grafen Hermann II. dem Herrn Läufelfingens und Bischofsgegner, anknüpfen. Wir haben gesehen, wie er mit dem Bischof von Basel – damals der gewaltige Peter von Aspelt, ein Bauernsohn – in ständiger Fehde lag und wie er sein Erbe in der Hauptsache vor ihm behaupten konnte. Wir wissen von seinem privaten Leben nichts, nicht einmal, ob er verheiratet war. Jedenfalls hatte er keine Kinder. Er starb im Jahre 1304. Nun war die Situation für den Bischof günstig: die wartenbergische Linie unter Werner dem Minnesänger längst abgefunden, Graf Hermann ohne Erben gestorben und nur noch die gräfliche Schwester Ita, die die Frau des Grafen von Toggenburg geworden war, als Erbin übrig. Leicht liess sich diese überreden, das hombergische Gut, das ihren neuen Gütern und Interessen so ferne lag, zu veräussern. Und so kaufte noch im gleichen Jahre 1304 der Bischof von Basel von der Erbin Ita von Toggenburg-Froburg die Herrschaft Homburg-Liestal. Unser Schloss hatte einen neuen Herrn erhalten. 65 Jahre nach der hoffnungsvollen Gründung des Grafenhauses von Homburg war es also in seiner Hauptlinie bereits erloschen. Wohl lebte noch Werner der Minnesänger in der Fremde und am Kaiserhofe und stellte noch ein armseliges Serbelbüblein auf die Welt, aber das alles war nur noch ein schönes und schmerzliches Verklingen!
So war also Schloss und Herrschaft Neu-Homburg an den Bischof von Basel gekommen. Wir wissen wenig von dieser Epoche. Die jeweiligen Inhaber des Stuhles in Basel liessen das Gebiet durch Vögte regieren, die auf der Homburg hausten. —
Das Schloss selbst hatte damals noch nicht den Umfang, den wir heute an dem Gemäuer zu erkennen vermögen. Es bestand wohl nur aus dem Wohn-

turm (dem Bergfrit), dem Torturm und vielleicht auch dem vorgebauten Sommerhaus.
Von ihren Ahnherren, den Grafen von Froburg, hatten die Grafen von Neu-Homburg das Wappen, den schwarzen Doppeladler auf gelbem Grunde, übernommen. Dieses Wappen führte in der Folge auch das Amt Homburg und zwar auch dann noch, als seine Geschicke längst wieder in andere Hände übergegangen war. Wenn ihr also heute da oder dort eine schwarz-gelbe Flagge antreffen werdet, so möget ihr wissen, dass es sich dabei um die alten Homburger-Farben handelt.
Gottes Mühlen mahlen bekanntlich langsam aber fein. Hatten die Bischöfe von Basel einst nach dem Gut der Homburger die Hand ausgestreckt, so erlebten sie nun ein ganz ähnliches Schicksal. Irgendwie muss das Geschäft mit dem versprochenen Himmel nicht mehr so ganz rentiert haben oder der Aufwand, den die Herren Bischöfe getrieben haben, zu gross geworden sein – kurz und gut, es erging diesen geistlichen Herren genau gleich wie den weiland Grafen von Homburg. Sie lebten über den Stand, machten Schulden, kamen in die Klemme, mussten ihre Güter verpfänden und konnten sie nicht mehr einlösen. Wer aber, so fragen wir uns, war diesmal der Geldgeber? Niemand anders als die Bürgschaft der aufstrebenden Stadt Basel. Wohl hatte der Adel (siehe Ludwig der Tapfere) die Städte eine zeitlang noch drücken können, doch auf die Dauer siegte die unverwüstliche Kraft des Bürgertums über Adel und Feudalherren. So lieh die reichgewordene Bürgerschaft Basel dem Bischof Geld auf die Herrschaft Homburg (und andere) und als er die Schuldsummen nicht mehr zurückzahlen konnte, erklärte sie das Pfand für verfallen und zog es an sich. Auf solche Art – man nannte sie noch «Kauf» – ist genau im Jahre 1400 Schloss und Herrschaft Neuhomburg in den Besitz der Stadt Basel gekommen.
Doch gabs vorher noch ein kleines Zwischenspiel! Nämlich ein anderer Gläubiger des Bischofs von Basel war auch der Markgraf von Baden-Zähringen, der seinen Sitz auf dem Schlosse Rötteln bei Basel hatte. Dieser ehrgeizige Herr trachtete genau gleich wie Basels Bürgerschaft nach dem endgültigen Besitz des wertvollen Pfandes am unteren Hauenstein. So kam es noch zu einem Wettlauf zwischen der Stadt und dem Markgrafen. Und – gottlob und dank! – Basel gewann ihn! Sonst hätte es uns Läufelfingern noch passieren können, dass wir badisch geworden wären mit allen seinen Konsequenzen, an die wir – heute weniger den je! – nur zu denken wagen!
Wie der Bischof, liess auch die Stadt Basel Schloss und Amt (so sagte man jetzt!) Homburg durch Vögte regieren. Diese wurden zuerst aus dem engeren Rat und den vornehmeren Familien, später aus der gesamten Bürgerschaft ernannt. Klaus Hurni war der erste Vogt, er regierte vom Jahre 1400 an, und Philipp Gemuseus der letzte, er regierte bis Neujahr 1798!
In diesen 398 Jahren haben Schloss und Amt Homburg vieles erlebt. Da sei einmal an die dramatische Episode mit Kuenrat Sinz, einem vornehmen Basler erinnert. Dieser Herr, eine gewalttätige und trotzige Natur, hatte in Basel über den Stand gelebt, sich einwenig an fremdem Gut vergriffen, hatte den Stadtfrieden und den Rat bedroht und war endlich aus der Stadt verbannt worden. Er zog nach Solothurn (der Stadt, die mit Basel immer etwa im

Streite lag), erwarb das dortige Bürgerrecht und suchte die Vaterstadt zu schädigen, wo er konnte. Er kam langsam auf den Hund und stieg endlich zum Niveau eines Wegelagers herab. Als solcher fasste er den Plan, einer nach Genf zur Messe fahrenden Basler Handelskarawane auf der Absetze aufzulauern, sie auszurauben und endlich das Schloss Homburg mit seinem Gefolge an Spiessgesellen anzuzünden. Aber der Anschlag misslang durch die Indiskretion eines Läufelfingers. Sinz wurde gefangen genommen und musste im Schlossturm einige Zeit über den Wandel irdischer Schicksale nachdenken. Noch findet sich ein Haushaltungsbuch des damaligen Landvogtes mit vermehrten Auslagen an Beköstigung für Gesinde «da man Kuenrat Sinzen fing». —

Während des 30-jährigen Krieges wurde das Schloss vergrössert und seine Wehrhaftigkeit verstärkt. Damals erreichte es den Umfang, den wir heute genau feststellen können und den romantisch-malerischen Anblick, den wir auf Büchel'schen und anderen Stichen finden!

Mehrmals kam es vor, dass Solothurn über den Hauenstein liebäugelte. So gelang den Solothurnern ja einmal vorübergehend ein Handstreich auf das Schwesterschloss Waldenburg – von Homburg ist nichts Ernsthaftes verbürgt.

Was ist nun noch zu sagen. Die Zeit nach dem Dreissigjährigen Krieg war für Amt und Schloss Homburg eine Zeit ruhigen Fortbestehens. Ein Vogt nach dem anderen zog auf, im Dorfe starb ein Geschlecht um das andere dahin, immer wieder waren Leibeigene da, die Zehnten und Steuern bezahlten, dem Herrn Landvogt Frondienste leisteten, gelegentlich aus irgend einem Grunde einwenig rebellierten – das ging so 150 Jahre hin bis von Westen her, aus Frankreich, ein neuer Wind zu wehen begann. Die grosse französische Revolution, die die Befreiung des Individuums brachte, brandete auch in unsere stille Vogtei. Am 23. Januar des Jahres 1798, es war die Zeit, da Napoleon noch 1. Konsul war, schlug endlich auch der Oberherrschaft der Stadt ihre Stunde. Das durch die freiheitlichen Ideen der grossen Revolution infizierte Landvolk der Landschaft Basel, darunter auch dasjenige des Amtes Homburg, zog vor die Landvogteischlösser und steckte sie in Brand. Zu diesem Zeitpunkt war gerade kein Landvogt auf der Homburg. Philipp Gemuseus der letzte Vogt, war auf Neujahr abgezogen und der neuernannte Vogt, Johann Jakob Debary, der wohl dem Teufel nicht mehr recht traute, war noch nicht aufgezogen. So fanden die Talleute ein mehr oder weniger leeres Schloss. Was einigermassen zu gebrauchen und nicht niet- und nagelfest war, wurde verwertet, und das schon etwas baufällige Schloss angezündet. Weithin leuchtete es wie eine riesige Fackel in die kalte Winternacht und verkündete dem Tale und seinen Bewohnern, dass eine neue, eine bessere Zeit angebrochen sei. —

Noch zwei Geschichtlein erzählt man sich von der Homburg und ihren Bewohnern.

Im Heumonat des Jahres 1653, als Basel den Bauernaufstand auf der Landschaft niedergeschlagen und blutig zu rächen im Begriffe war, da soll im Schlossgefängnis, der sogenannte Schloss-Chutte, darin der Rädelsführer Ueli Gysin von Läufelfingen gefangen gehalten worden war, zu eben der Stunde, da man ihm in Basel den Kopf vor die Füsse legte, ein greuliches Geheul

und Gewimmer angegangen sein, das – wie der damalige Landvogt Brand nach Basel vermeldete – von nichts anderem herrühren konnte als vom Geist des Geköpften, der an diesen Ort seiner Qual zurückgekommen sei. Ich kann Euch aber als Läufelfinger versichern, dass Ueli Gysins Geist heute noch ganz wo anders spuckt, als in diesem Gemäuer. —

Und zum zweiten: Es war am 31. Wonnemond des Jahres 1788, also 10 Jahre bevor dieses feste Haus in Trümmer sank, da sass der Herr Landvogt mit seiner Frau Gemahlin bei aufziehendem starkem Frühgewitter plaudernd in der Schlossstube; mit einem Male zuckte ein Blitzstrahl am Fenster vorbei, fuhr in die Pulverkammer auf dem Dachboden (jedoch ohne zu zünden!), von da durchs Kamin, sprang auf den hochherrschaftlichen Leib der Frau Landvögtin und wusste nichts Gescheiteres zu tun, als dieser grossen Dame das golden Uhrgehäuse im Busen zum Schmelzen zu bringen! Wohlverstanden, ohne ihr selbst etwas anzutun! Dies alles hat der Herr Landvogt als eine besonders gnädige Bewahrung nach Basel berichtet.

Seit etwa 20 Jahren mehrt sich das Interesse, das vom Volke unseren Burgen, meist Zeugen einer gewaltigen Vergangenheit, entgegengebracht wird. So wurde es vor einigen Jahren auch um dieses alte, verlassene und verträumte Gemäuer wieder lebendig. Eines Tages sah man vom Dorfe aus Gerüststangen, Laufbretter wurden von kundiger Hand in schwindelnder Höhe angebracht – kein Zweifel, an der Homburg wurde gebaut. Und welche Freude erlebten wir, als infolge eifriger Bemühungen einsichtiger Männer, die Restaurations- bezw. Reservierungs-Arbeiten immer mehr fortschritten, bis sozusagen, der ganze Grundriss dem Schutt entrissen, viele Mauern neu aufgeführt und das Ganze schön und stattlich gesichert sozusagen besser und stärker denn je vor uns stand und hoffentlich noch lange stehen wird, als ein wuchtiges Zeugnis weiterer und engerer Geschichte, als ein Wahrzeichen der Gegend, daran sich romantischer Sinn immer neu zu entzünden und Heimats- und Freiheitsliebe immer neu zu erbauen vermag!

Baselbieter Heimedliedli

Baselbiet, du Heimedländli,
Bisch mit jedim neue Dag
In der Tiefi, in der Hööchi,
In der Wyti, in der Nööchi
Schöner as me säge mag.

Baselbiet, du Heimedhüsli,
Eige, wo-n-is niem darf neh!
Bravi Meischter hei di gmuuret,
Mänge Sturm hesch scho erduuret,
Bisch is lieber hüt as je!

Baselbiet, du Heimetstübli,
Bisch so fründtlig und so warm!
Wenn vorusse Wätter bruuse
Cha me dinn in Friede huuse
Und vergässe Leid und Harm.

Baselbiet, du Heimedscholle,
Bisch so güetig, treu und lind!
Gisch is Milch und Brot und Anke,
Lehrsch is schaffe, lehrsch is danke
Wie-n-e Mueter ihri Chind.

Baselbiet – rych isch der Säge
Wo im Wörtli s Heimed lyt.
Was mer rede, was mer sinne,
Oebbis labt no inn-is-inne
Wie-n-e letschti, ärnschti Bitt:

Baselbiet! Oh Acher Gottes!
Zwüsche Haueschtei und Rhy
In di freie Heimedbode,
Wo mer boue, wo mer rode,
Lo-n-is einisch bettet sy.

(Aus dem Homburger Festspiel «Das Dorf am Pass – sieben Bilder aus der Geschichte Läufelfingens». Das Lied entstand unter dem Eindruck der Wiedervereinigungsbewegung, die am 23. Februar 1936 einen Sieg gefeiert hatte.)

Aus dem Tagebuch eines Toten

Die Leiche am Strand

Zwei Monate schon liegt unerkannt
Mein wassergeschwollener Körper am Strand.
Der Leib, den wollüstig ich selbst oft befühlt,
Da lässt er sich kosen, strandwellenbespühlt.

Ich selbst war's, der ausblies mein Lebenslicht.
Soldat sollt' ich werden, das wollte ich nicht.
Was ging meine Blösse den König an?
Was frommte dem Lande ein einzelner Mann?

Zwei Monde seit ich des Daheims Paradies
Im Banne der furchbarsten Stunde verliess.
Jm Kopf schossen Pläne wie Kräuter im März,
Und wilde Verzweiflung durchzuckte mein Herz.

Ihr, Vater, Ihr, Mutter, Du, Schwesterlein klein
Sucht mich wohl beim Sonnen- & Mondenschein.
Ach dass Euch doch leitete Gottes Hand!
Ach dass Ihr fändet den Leichnam am Strand!

Die Bergung

Heim, heim! Endlich heim! Beim erfrischenden Bade
Ein Herr mich entdeckte am Meeresgestade;
Und gestern sind meine Eltern gekommen,
Die haben mich mit in die Heimath genommen.

Dass ich, wie es Sitte, bestattet werde
Und ruhe in heiliger Heimatherde.
Ihr, Eltern, habt stets mir geebnet die Bahn,
Doch das ist das Grösste, dass Ihr mir getan.

Denn wisst, bis die Stunde, die ferne, geschlagen,
Die ohne mein Zutun von dannen getragen
Den Geist hätt', muss dieser, ein Zwitterleben,
Stets über dem modernden Körper schweben.

Am Meer war's so schaurig, so unheimatlich.
Hier bin ich zu Hause, des freue ich mich.
Hier kenn' ich den Baum, den der Zephir durchzieht,
Die Kirche, drinn fromm am Altar ich gekniet.

Kenn' viele der Gräber, die Kirchhofmauer,
Dahinter wir Knaben uns oft auf die Lauer
gelegt, wann die Kräuter fielen im Mai:
Da mussten die Schnitterinnen vorbei.

Hier kenn' ich den Pfarrhof, Hochwürden Herrn Pfarr',
Dich, brummiger Küster, stelzfüssiger Narr!
Hab' flehend oft Sonntags gen Himmel geschielt
Wenn küsterlich falsch du die Orgel gespielt.

Und Sonntags, – o dass doch du, Tag, bald erschienst –
Da kommt meine Mutter zum Gottesdienst
Und dann auf mein Grab. – So kommt sie zu Besuch
Zu dem, den Sie treu unter'm Herzen trug.

Der erste Abend auf dem Friedhof

Horch! Sieben Uhr meldet der Glocke Schlag
Vom Kirchturm. Heut war mein Begräbnistag.
Viel Tränen, die Herzen, die übervollen,
Erleichternd, sah ich in den Friedhofgrund rollen.

Vergebens erzählt' man dem Schwesterlein mein
Sein Bruder sei drinnen im Totenschrein.
«Er war ja auch fort schon, kam lange nicht mehr!»
Ja, Herzchen, in Genf einst als Volontär.

Was meinem Unsterblichen Wohnstatt gewährte
Bis hierher, ruht friedlich in heiliger Erde.
Jetzt wohnt meine Seele im Blättergerüst
Der Linde, die spät noch der Abendschein küsst.

Ich sehe von meinem erhabenen Sitze
Das Glockengestühl durch des Kirchturms Ritze.
Jch sehe im Dorf, das der Bergbach durchfliesst
Ein herzliebes Haus, das ein Garten umschliesst!

Jetzt zündet daheim man die Lampe an,
Setzt gern sich zum freundlichen Rundtisch heran,
Man plaudert, man spielt, freut des Lebens sich.
Ja früher –. Heut trauern wohl alle um mich.

Blink freundlich herauf, meiner Heimat Licht,
Du mütterlich Auge im Nachtgesicht.
Vermittle du treu meine liebenden Grüsse,
Sag, dass ich die Meinen hier schmerzlich vermisse.

Noch lang' träumt ich gestern zum Tale hinunter,
Die Lampe erlosch, meine Sonne ging unter.
Mich fröstelte, Tau fiel, auf schimmernder Bahn
Lenkt' Luna, die keusche, den Silberkahn.

Da hört' ich vom Kirchhoftor vorsicht'ge Schritte,
Zwei Stimmen, ganz leise, wie flüsternde Bitte.
Ein Knabe, ein Mägdlein – anscheinend Geschwister –
Lang standen sie still in des Raumschattens Düster.

«Gewahrst du den Hügel dort, Friedolin?»
«Ja, Lottchen.» «Komm, lass uns bekränzen ihn!»
Dann traten sie vorwärts mit ehrfurchtsvoll stummen
Gebärden und schmückten das Grab mir mit Blumen.

Ihr, Friedolin, Lottchen? Die Kinder des schlimmen
Fischhüters Holt? Ich erkannte die Stimmen.
Holt hielt auf des Vaters Fischgründe Acht,
Die Kinder hatt' ich nur wenig beachtet.

Mit Friedli hab' ich auf der Schulbank gesessen,
Doch hatte ich ihn in der Fremde vergessen.
Wir haben als Kinder oft Beeren gepflückt,
Und manch' Abenteuer ist uns geglückt.

Lang standen die Beiden in stummem Gebet
Am Grabe, das sie in ein Rosenbeet
Verwandelt. Ich hörte – so wollte mir scheinen –
Trotz freundlichem Zuspruche trostloses Weinen.

«Sieh', Lottchen, den Mond und die funkelnden Sterne,
Dort schaut er hernieder aus schimmernder Ferne;
Denk' ich an den Freund wird das Herz mir auch schwer.
Gott tröst' dich! Ich weiss, du verlorst ja noch mehr!» –

O Irrtum im Leben, o Wahrheit im Tod!
Da weinen sich zweie die Augen rot
Um mich, die ich kaum je beachtet habe! –
Spät trennten sich beide vom duftenden Grabe. –

Baselbieter Kulturnotizen

Reigoldswil ehrt seine Ehrenbürger. Die Gemeinde Reigoldswil will dafür sorgen, dass man sich im Dorf auch künftig an die beiden Ehrenbürger Dr. Paul Suter und Jakob Probst erinnert. Der Gemeinderat hat beschlossen, den jetzigen Schulweg in Paul Suter-Weg umzubenennen und dem Platz vor dem Gemeindezentrum den Namen Jakob Probst-Platz zu geben. Die Einweihung dieses Platzes fand im Rahmen der diesjährigen Bundesfeier statt. Eine schlichte Gedenktafel und ein Denkmal erinnern an den weit über